



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Krieg von 1866 und seine Folgen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Krieg von 1866 und seine Folgen



Der siebente Band von Theodor von Bernhards Tagebuchblätter ist betitelt Der Krieg 1866 gegen Österreich und seine unmittelbaren Folgen und umfaßt die Zeit vom 23. Mai 1866 bis zum 10. Mai 1867.

Es war unstreitig ein großes Wagnis, einen im vierundsechzigsten Lebensjahre stehenden Mann, der bis dahin Politik und Kriegswissenschaft nur theoretisch getrieben hatte, als Militärbevollmächtigten mit einer Sendung zu betrauen, für die ursprünglich Moltke in Aussicht genommen war, umso mehr, als Bismarck zu den Fähigkeiten des preussischen Gesandten Grafen Uxedom, dem Bernhardi an die Seite gesetzt wurde, nur ein sehr mäßiges Zutrauen hatte. Der Erfolg dieses Wagnisses aber überbot alle Erwartungen: Uxedom zeigte sich seiner Aufgabe noch weniger gewachsen, als zu erwarten war, und Bernhardi erwies sich als unermüdlicher und unübertrefflich geschickter und scharfsinniger Beobachter. Das haben schon seine von Sybel benutzten offiziellen Berichte bewiesen, und noch klarer geht es aus den in dem vorliegenden Bande enthaltenen ursprünglichen Aufzeichnungen hervor, die eine Quelle ersten Ranges für die Zeitgeschichte sind und für die Wahrheitsliebe und durchdringende Verstandesschärfe des großen Geschichtschreibers das glänzendste Zeugnis ablegen.

Vor allem wurde Bernhardi nach Italien geschickt, um mit der italienischen Heeresleitung den Kriegsplan gegen Österreich zu verabreden. Am 6. Juni empfing ihn General La Marmora im Palazzo vecchio; das Ergebnis ihrer Unterredung faßt Bernhardi in die Worte zusammen: „Nach unsrer Meinung müßte man sich bemühen, den Österreichern den Weg durch die venetianische Ebene nach Triaul zu verlegen, sie zunächst auf das Festungsviereck zu beschränken und nach Tirol hineinzuwerfen. La Marmora will sie

gerade umgekehrt von Tirol abschneiden und im besten Fall aus dem Festungsviereck hinaus, gerade rückwärts in die venetianische Ebene treiben, wo sie an jedem Flusse eine neue Stellung finden und ihre Rückzugslinie immer ganz ungefährdet gerade hinter sich haben würden! Und die Freiwilligen unter Garibaldi will er nicht nach Dalmatien schicken, wo sie ein Königreich unter Waffen bringen können, sondern nach Tirol, wo sie sehr bald auf die deutsche Bevölkerung und einen sehr hartnäckigen Widerstand stoßen werden; wo sie die Landeschützen in Bewegung bringen, das heißt Streikräfte in Bewegung setzen werden, die als solche gar nicht wirksam werden können, ja gar nicht da sind, wenn man sie nicht unnützer und thörichterweise in ihrer unmittelbaren Heimat aufsucht und aufstört, die aber, einmal in solcher Weise aufgestört, Garibaldi und seine Freischaren für den ganzen übrigen Krieg neutralisieren können und werden.“

Bei La Marmoras hoffnungsloser Vornirtheit schien es zwar nicht möglich, ihn zu einem vernünftigen Feldzugsplane zu bewegen; trotzdem beschloß Usedom eine Denkschrift auszuarbeiten, in der er darlegte, die Italiener würden, wenn sie ihren Plänen gemäß etwa nur bis Udine vorgingen, den Preußen weniger nützen, als wenn sie gar nichts thäten. War schon dieser ganz überflüssigerweise beleidigende Ausdruck höchst unglücklich gewählt, so konnte außerdem, wie Bernhardi sagt, die unzusammenhängende Argumentation und die dilettantische Weise, in der die militärischen Operationen in der Note besprochen wurden, für sich allein keinen Feldherrn bestimmen, einen fremden Feldzugsplan anzunehmen. Der Verabredung gemäß arbeitete gleichzeitig Bernhardi selbst eine Denkschrift aus, in der er sich auf den Beweis beschränkte, daß durch die Eroberung einer oder mehrerer italienischer Festungen für die in Böhmen und an der Donau liegende Entscheidung des Krieges nichts gewonnen sei, und daß die Italiener, um Preußen wirklich zu fördern und zur Entscheidung beizutragen, entweder die österreichische Armee bei Verona festhalten oder ihr auf dem Fuße bis zur Donau folgen mußten: „Das erste konnten sie nur dadurch bewirken, daß sie der Armee des Erzherzogs Albrecht den Rückweg nach den deutschen Provinzen Österreichs in der Stellung bei Caldiero verlegten und ihr, wenn sie den Rückzug durch das Pusterthal antrat, wieder bei Laibach den Weg sperrten. Gelang es aber nicht, sie von der Donau abzusperren, so mußten sie wenigstens zugleich mit ihr dort eintreffen.“

Und nun kommt das Unglaubliche: Usedom übergab am 18. Juni 1866, wie er später selbst gestanden hat, und wie erst jetzt aus Bernhardis Aufzeichnungen bekannt wird, La Marmora nur seine eigne Denkschrift und unterschlug ihm die von Bernhardi ausgearbeitete! Hätte er wenigstens von der Absicht, diese ebenso schändliche als alberne Gewissenlosigkeit zu begehen, Bernhardi Mitteilung gemacht, so hätte Bernhardi die Sache vielleicht noch rückgängig machen können, so aber hat er seine diplomatische Heldenthat erst zwei Jahre später, am 22. Juli

1868 unter dem Zwange der von La Marmora angeregten parlamentarischen Verhandlungen eingestanden. Ganz hat er freilich die Denkschrift nicht unterschlagen, er hat sie dem Ministerium am 10. Juli 1866, das heißt unter ganz veränderten Umständen eingereicht. Bernhardis Denkschrift war, wie er selbst sagt, darauf berechnet, alle Fehler der Note Usedom's zu decken und gut zu machen; sie enthielt die wirklichen technischen Argumente, die La Marmoras Entschluß — vor Custozza natürlich — bestimmen mußten. Ob Bernhardis Ausführungen auf La Marmora Eindruck gemacht haben würden, ist natürlich schwer zu sagen, wahrscheinlich ist es nicht; fast zwei Monate später aber hatte jedenfalls die Einreichung der Denkschrift überhaupt keinen Sinn mehr.

La Marmoras kindische Art der Kriegführung — seinen Plan spricht er Bernhardi gegenüber mit den klassischen Worten aus: *nous sauterons dans le quadrilatère! nous sauterons dedans!* — ist ebenso bekannt wie das aller Welt unerklärliche Zaudern in der italienischen Kriegführung nach der Schlacht bei Custozza. Die Empörung darüber war auf preussischer Seite kaum minder lebhaft als im italienischen Publikum. So giebt Bismarck in seiner am 11. Juli an Usedom gerichteten telegraphischen Depesche einem vielfach gehegten Argwohne Ausdruck, wenn er sagt: „Letzteres (die energische Fortführung des Krieges) geschieht von Italien so wenig, daß unser volles (bei Bernhardi: vollendetes, im Originale wohl *parfaite*) Vertrauen zu der Rechtlichkeit des Königs und der Nation dazu gehört, nicht zu befürchten, daß General La Marmora von Haus aus auf Kosten der Ehre seines Souveräns und seines Landes ein betrügerisches Spiel mit uns gespielt habe, und die jetzige Cession Venetiens schon vor dem Kriege zu Dreien abgekartet worden sei: nur so erklärt sich das Publikum die unbegreifliche Unthätigkeit der italienischen Flotte und Armee. Teilen Sie diesen Verdacht noch nicht mit, aber melden Sie eingehend Ihre Meinung. Nur sofortige energische Aktion mit Landarmee und Flotte kann abhalten, an eine ehrlose Verrätere der dortigen Regierung zu glauben und darnach unsere weiteren Schritte zu bemessen. Wir halten bisher ehrlich am Vertrage, stehen zwei Märsche vor Brünn, und nur die Rückkehr der italienischen Armee Österreichs kann uns abhalten, in zehn Tagen vor Wien zu sein.“

Diesen Verdacht Bismarcks teilte Bernhardi nicht. Ihm ist La Marmora der beschränkte Piemontese, der das ganze übrige Italien bloß als einen Ballast betrachtet, als einen Anhang, der in mancher Beziehung viel Beschwerliches hat, in dessen Augen Piemont das eigentliche Reich ist, das man sicher stellen muß. „Die Piemontesen — so führt er an einer andern Stelle aus — wollen die eigentlichen Vollbürger Italiens sein und, unter einander eng verbündet, ausschließlich im Besitze der Macht bleiben. Sie können überhaupt nicht aus den Ideen heraus, an die sie sich als Piemontesen gewöhnt haben, und da Piemont stets französischen Schutzes bedurft hat und mehr oder weniger von

Frankreich abhängig gewesen ist, so erscheint ihnen die Abhängigkeit von Frankreich als der normale und rechtmäßige Zustand Italiens. Es fällt ihnen gar nicht ein, selbständig sein zu wollen. Der Gedanke, sich von Frankreich frei zu machen, würde von ihnen als völlig albern ohne jede Erörterung abgewiesen werden. So betrachten sie denn unter allen Bedingungen das Verhältnis Italiens zu Frankreich als das Eigentliche, Bleibende, die Beziehungen zu Preußen dagegen als zufällig und vorübergehend, und es versteht sich von selbst, daß die Rücksicht auf Frankreich immer und auch dafür maßgebend bleibt, wie weit man in den Beziehungen zu Preußen gehen kann. Ferner klebt ihnen auch in Beziehung auf Politik die Beschränktheit an, die in Kleinstaaten heimisch ist und aus den Verhältnissen eines Staates dritten Ranges natürlich genug hervorgeht. Piemont vermochte der Natur der Sache nach nichts über die großen, allgemeinen europäischen Verhältnisse und hatte bei den Händeln der Großmächte unter sich immer nur zu erwägen, wie es wohl, indem es sich der einen oder der andern Partei anschloß, irgend einen aller nächsten kleinen Vorteil erlangen könnte. Aus dieser Art, die Dinge zu betrachten, können nun einmal Leute wie La Marmora nicht heraus. So hat er auch dieses mal lediglich die Erwerbung Venetiens im Sinn; wenn man das erwirbt — gleichviel auf welche Weise —, vorausgesetzt, daß man dadurch das Verhältnis zu Frankreich nicht verdirbt: dann hat sich Italien nicht darum zu kümmern, was sonst noch in Europa vorgeht; das mögen die Großmächte unter sich ausmachen; Italien mischt sich nicht in bedenkliche Händel, die sich nicht gut übersehen lassen.“

Wie vollständig La Marmora in dem Gedanken der Abhängigkeit von Frankreich befangen war, zeigte sich aufs deutlichste bei der Unterredung, die Bernhardi am 10. Juli mit ihm hatte. „Bismarck, sagte er dabei, hat angefragt, ob Preußen im Falle eines Krieges mit Frankreich auf Italien rechnen könne; diese Frage bespricht La Marmora dann wie die aberwitzige Frage eines Verrückten, als ob es vollends unsinnig wäre, eine solche Frage überhaupt nur aufzustellen: in dem Vertrage, ruft er aus, steht kein Wort von Frankreich; ein Krieg mit Frankreich ist für uns ganz unmöglich!“

Andererseits verhehlt sich Bernhardi keineswegs, daß, auch abgesehen von dem unbegreiflichen Zögern nach der Schlacht bei Custoza, Anzeichen vorlagen, die allerdings den Verdacht des Verrats sehr nahe legten. So hatte der Admiral Persano von der Regierung den Befehl erhalten, die Eisenbahn bei Triest zu zerstören und die österreichische Flotte im Hafen von Pola zu blockieren: er that keins von beiden, weil er von La Marmora den geheimen Befehl erhalten hatte, weder Triest noch die dalmatische Küste zu berühren, da Frankreich und England dagegen waren!

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Betrachtung von König Victor Emanuels Verhältnis zu La Marmora. Der König hält La Marmora für

einen Dummkopf: il n'a pas beaucoup de tête, ce pauvre La Marmora (S. 225), er bespricht mit Bernhardi (S. 132, 137) militärische Maßregeln, die er ihn bittet vor La Marmora zu verschweigen. Daß er die allgemeine Meinung der Armee über La Marmoras völlige Unfähigkeit, die sich in Offizierskreisen in leidenschaftlichster Weise geltend machte, nicht geteilt haben sollte, ist kaum anzunehmen. So warfen denn auch die Offiziere dem König nur vor (S. 171), es fehle ihm le courage civil, den Schlachtenverderber zu beseitigen. Zur Erklärung könnte man sich auf den regionalismo, den landsmannschaftlichen Zusammenhang berufen, der in manchen Teilen Italiens unglaublich stark, nirgends aber stärker ist als in Piemont; aber dieses bloße kameradschaftliche Gefühl kann man sich doch nur sehr schwer auch in solchen Lebenslagen als vorherrschend denken, wo das Wohl des Staats, ja seine ganze Zukunft auf dem Spiele stand. Außerdem müßte ein solches Verhältnis gegenseitig sein: nun spricht sich aber La Marmora gegen Bernhardi keineswegs sehr günstig über den König aus. Am 5. Juli warnt er ihn davor, sich von dem König hinteres Licht führen zu lassen: prenez garde, que le roi ne vous fasse quelque pâté . . . comme le roi n'est pas fort . . . il en a fait à moi. Eine andre Erklärung wäre in Victor Emanuels militärischer Begabung zu suchen. Er trägt zwar den rauhen, bedürfnislosen Krieger zur Schau (S. 122) und ist der eigentlich kommandierende, während La Marmora nur sein Generalstabschef ist, aber in Wahrheit spielt er mit seinem Hauptquartier nur die Rolle eines Figuranten und übt keinerlei Einfluß auf den Gang der Operationen aus. „Auf den König, sagt Bernhardi hierüber, ist gar nicht zu rechnen, denn er hat sich so eingerichtet, in eine solche Lage versetzt, daß er gar nicht durchgreifen kann. Er kennt die Bedingungen überhaupt nicht, unter denen sich ein wirklicher Heerbefehl allein führen läßt. Namentlich hat er für seine Person kein wirkliches Hauptquartier. Zwar hat er ein sehr zahlreiches und glänzendes militärisches Gefolge, aber ein organisiertes, militärisches Hauptquartier, mit dem sich arbeiten ließe, ist das eben nicht. Die Herren seiner Umgebung haben alle nichts zu thun, weil gar nichts vorliegt, was hier gethan werden könnte. Der König sagt sich nicht, daß eben La Marmoras Hauptquartier das seinige, und La Marmora selbst nur ein Element darin sein müßte, wenn sein königlicher Oberbefehl eine Realität sein solle. Er sagt sich nicht, daß alle höhern Offiziere des Hauptquartiers, der Generalquartiermeister, der Generalintendant, der Chef des Nachrichtenbüreaus unmittelbar mit ihm selbst arbeiten müssen. Das geschieht aber nicht, und La Marmora ist das einzige Verbindungsglied zwischen dem König und der Armee. Der König erhält weder von seiner eignen Armee noch vom Feinde andre Nachrichten als die, die ihm La Marmora zukommen läßt.“

Wer aus diesem — um es milde auszudrücken — Mangel an militärischer Einsicht folgern wollte, Victor Emanuel habe sich der überlegenen

soldatischen Tüchtigkeit La Marmoras gefügt, würde doch wohl fehl gehen: hatte der König nicht Cialdini zur Hand, den er gleich von vornherein oder wenigstens unmittelbar nach Custozza mit dem Oberbefehl betrauen konnte? Wenn jemand recht zornig ist, sagt er manchmal auch Dinge, die er bei kaltem Blute verschweigen würde. Nun hatte Bernhardi am 17. Juli eine Unterredung mit La Marmora, über die er folgendes berichtet: „Ich fand ihn in einem seltsamen Zustande von Aufregung, der sich schon in seinem Äußern verriet. Sein Anzug war in Unordnung, ebenso Haar und Perrücke; das Gesicht gerötet, der Blick wanderte unstät überall umher, ohne irgend etwas zu sehen: der Mann war in der That kaum für zurechnungsfähig zu halten. Natürlich genug: was hatte er in wenigen Tagen alles erleben müssen! Zuerst und vor allem ist er im Ministerrat nicht durchgedrungen mit seiner Politik, deren Alpha und Omega ist, daß Italien einfach und unbedingt Napoleons Willen thun müsse. Infolge dessen hat er die Leitung des Ministeriums verloren und dann den Oberbefehl über die Armee, der thatächlich in die Hände seines Nebenbuhlers Cialdini gelegt worden ist. Am schlimmsten aber ist es wohl, daß er nun, eben weil es ihm nicht gelungen ist, Napoleons Willen durchzusetzen, befürchten muß, dessen Gunst und Schutz zu verlieren, und damit wäre seine politische Bedeutung für alle Zukunft unwiederbringlich vernichtet. So war er denn in der Stimmung, nichts zu hören und nichts zu sehen; was ich ihm von der Haltung unsrer Regierung und von der Lage der Dinge in Böhmen mitzuteilen hatte, beachtete er gar nicht; er perorirte mit überlauter zankender Stimme lediglich von Dingen, die ihn persönlich betrafen, und beachtete auch das nicht, was ich beschwichtigend dazwischen zu reden versuchte. So klagte er leidenschaftlich über die ungerechten soupçons, deren Gegenstand er sei — vergeblich sagte ich ihm, daß ihn niemand im Verdachte unredlicher Absichten habe —; rühmte seine loyauté — vergebens ließ ich sie anerkennend gelten —; er habe Beweise von loyauté gegeben: Venedig sei ihnen, den Italienern, vor dem Ausbruche des Krieges angeboten worden, sie hätten es ganz umsonst haben können, ganz ohne Krieg, er, er, La Marmora, habe bewirkt, daß es nicht unter solchen Bedingungen angenommen werde. Wenn er de mauvaise foi hätten sein und handeln wollen, wären die Dinge wohl anders gegangen, und nun sage man, alles sei im voraus mit Frankreich verabredet gewesen! Je n'accepte des leçons de loyauté de personne, pas même de Mr. de Bismarck!“

Ähnliche Andeutungen hatte schon am 5. Juni Baron Blanc, damals Generalsekretär, später, im Ministerium Crispi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu Bernhardi gemacht: oui, nous avons été bons alliés pour vous; il y a eu un moment très-critique, et deutet an, daß man Italien verführerische Anerbietungen gemacht habe, et si tout autre que le général La Marmora avait été à la tête des affaires, je ne sais ce que serait arrivé.

La Marmora wie Blanc bezieht sich offenbar auf das Anerbieten Österreichs, erst Venetien nach Eroberung Schlesiens, dann Venetien sogleich und nur gegen das Versprechen der Neutralität in dem preussisch-österreichischen Kriege an Italien abzutreten. Sybel meint, La Marmora habe der allgemeinen Volksstimmung in Italien wegen den schimpflichen Vorschlag, das vor kaum einem Monat mit Preußen abgeschlossene Bündnis zu brechen, unbedingt ablehnen müssen, aber man wird, wenn man die äußerst mißliche Finanzlage des Landes erwägt, billigerweise diese Notwendigkeit bezweifeln können und nach einem andern Grunde suchen, der La Marmora zu seiner vielgerühmten, angeblichen Loyalität veranlaßt hat, einem Grunde, den er mit dem Könige teilte, den er aber weder Napoleon noch Bernhardi mitteilen konnte. Dieser Grund dürfte das Streben gewesen sein, durch einen Krieg mit Österreich vor allem das italienische Tirol zu erwerben. Unter dieser Voraussetzung erklärt sich seine ganze Handlungsweise. Daß die Flotte gegen Triest operierte und Garibaldi in Dalmatien landete, erschien ihm wie dem Könige überflüssig, da es beiden nur darauf ankam, im Trentino Fuß zu fassen. Den von preussischer Seite in Vorschlag gebrachten Plan, das Festungsviereck zu umgehen und ins Herz der Monarchie vorzudringen, um Preußen an der Donau die Hand zu reichen, verwarf er, da er die italienische Armee von Südtirol entfernt hätte. Er wollte offenbar, nachdem Garibaldi vorausgeschickt war, aus dem Festungsviereck mit der ganzen Armee nach Norden ziehen und sich in Tirol festsetzen, um es beim Friedensschlusse zu behalten. Offenbar war er auch nicht beschränkt genug, die Vortrefflichkeit des von Moltke und Bernhardi für Italien entworfenen Feldzugsplans zu verkennen: seine Beschränktheit verhinderte ihn nur einzusehen, daß lediglich ein durch die Vereinigung der italienischen mit der preussischen Armee an der Donau bis zur Vernichtung besiegtes Österreich niemals auf Südtirol verzichten konnte. Den Plan, Südtirol zu erwerben und darnach den ganzen Feldzugsplan zu entwerfen, mußten La Marmora und der König vor Preußen ebenso geheim halten wie vor Napoleon, vor Napoleon, weil diese Gebietserwerbung weit über sein für Italien entworfnies Programm hinausging, vor Preußen, weil ein so geführter Feldzug das Bündnis mit Italien strategisch wertlos machte.

Das Ergebnis ist bekannt; das italienische Ministerium verlangte in seiner Sitzung in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli als Friedensbedingungen neben der Abtretung Venetiens und dem Fernhalten anderer (also der römischen) Fragen wirklich das italienische Tirol (S. 140), und später berichtet Bernhardi (S. 215), daß ihm Visconti Benosta eine Depesche des italienischen Gesandten Grafen Barral aus Nikolsburg vom 23. Juli gezeigt habe, wonach Bismarck den Grafen ziemlich schnöde angelassen zu haben schien und verlangte, Italien solle auch den von Preußen abgeschlossenen Waffenstillstand unterschreiben. Bismarck verlangte das, da Italien alles erhalte, was es irgend

verlangen könne. Von Welschtirol — das also Barral gefordert haben muß — sei in dem Allianztraktat gar nicht die Rede, es sei den Italienern nicht zugesagt worden. Wenn Italien über die Bedingungen des Bündnisses hinausgehen wolle, werde Preußen genötigt sein, seinen Waffenstillstand allein, ohne Zuziehung Italiens, abzuschließen.

Höchst ergötzlich sind Bernhardis sonstige Mitteilungen über den Musterfeldherrn La Marmora. Am 11. Juli notirt er in seinem Tagebuche in Torre di Malimberti: „Um vier Uhr bricht das Hauptquartier auf nach Colorno, seiner nächsten Etappe. Welch ein Geschlepp! Welche Menge von berittenen Offizieren und Ordonanzen! Wieviel Equipagen und Packwagen! Der Zug, dem ich aus dem Fenster zusehe, will gar kein Ende nehmen. Ein Bataillon, das den Zug schließen soll, muß auf einer Wiese jenseits des Wassergrabens sehr lange warten. Zu meiner Überraschung schreitet La Marmora durch meinen Saal. Er sagt mir, er bleibe für seine Person noch bis morgen früh, um den Truppen, die am Oglio stehen, die letzten Befehle zu geben. Übrigens werden die Dinge hier in mancher Beziehung eigentümlich genug betrieben: La Marmora bleibt hier ohne sein Hauptquartier, ohne sein Handwerkzeug. Das Hauptquartier ist eingepackt — so muß ich es nennen —, es soll erst in Ferrara wieder ausgepackt werden: La Marmora hat sich auf drei Tage in die Lage versetzt, keine schriftliche Disposition ausfertigen zu können; das Geschäft ist auf drei Tage geschlossen, wie man in der kaufmännischen Welt zu sagen pflegt!“

Ebenso oder noch schlimmer ist folgendes. Am 24. Juli hatte Baron Blanc Bernhardi mitgeteilt, La Marmora habe mit Österreich eine achttägige Waffenruhe unter der Bedingung abgeschlossen, daß die Spitzen der Kolonnen der österreichischen wie der italienischen Armee da Halt machten, wo sie eben im Augenblick standen, während weiter rückwärts beiden Parteien jede Bewegung gestattet war. Dazu bemerkt Bernhardi: „Hat nicht am Ende La Marmora beim Abschlusse der Waffenruhe den Schweif der österreichischen Kolonnen am Tagliamento oder am Ssonzo für ihre Spitze angesehen? Er ist imstande, es zu thun, er ist sogar mit seiner beschränkten Weise, die Dinge aufzufassen, ganz der Mann dazu! Dann sind natürlich am Tagliamento oder am Ssonzo Punkte festgesetzt worden, über die hinaus die österreichischen Kolonnen nicht vor, das heißt in Wahrheit nicht gegen Italien zurückgehen dürfen, während von Rechts und Vernunft wegen den wirklichen Spitzen der österreichischen Kolonnen in der Richtung nach der Donau hin hätte Halt geboten werden müssen; während in der Richtung nach der Donau hin hätten Punkte bestimmt werden müssen, über die die Truppen der bisher in Italien verwendeten Armee nicht hinausgehen dürfen. Ist das nicht geschehen, haben die österreichischen Arrieregarden dem erleuchteten La Marmora wirklich für Kolonnenspitzen gegolten, dann ist durch den Nachsatz, daß weiter »rückwärts«

beiden Parteien alle beliebigen Bewegungen gestattet seien, den Österreichern volle Freiheit gelassen, die bisher in Italien verwendete Armee an der Donau gegen uns, gegen Preußen zu verwenden. Italien hat uns dann den einzigen Dienst — den nämlich, eine italienische [lies österreichische] Armee in Italien festzuhalten — nur sehr unvollkommen geleistet."

Von unübertrefflicher Komik ist die schon erwähnte Szene zwischen La Marmora und Bernhardi: La Marmora versichert zuletzt schreiend fortwährend seine Loyalität, wird immer leidenschaftlicher und schreit endlich wie ein Besessener: *la conduite de Mr. d'Usedom a été ignoble!* Bernhardi hatte sich schon vorher gezwungen gesehen, ebenfalls sehr laut zu sprechen, damit man nicht im Vorzimmer glauben sollte, daß er einseitig ausgezankt werde und sich auszanken lasse, und erklärte dem General auf diese Bemerkung über Usedom mit dem größten Nachdrucke und überlauter Stimme: *Mon général, vous ne devez jamais oublier, que j'ai l'honneur de représenter ici la Prusse, et qu'il y a tels termes, que je ne puis ni ne dois ni ne veux entendre, et que je ne souffrirai certainement pas, worauf der „Held“ etwas zu erschrecken schien.*

Einen im ganzen günstigen Eindruck macht König Victor Emanuel auf Bernhardi, wenn Bernhardi auch z. B. gegen des Königs Zurschautragen des grimmen Kriegsmanns und seine Zugänglichkeit gegen weiblichen Einfluß keineswegs blind ist. Der Leser, dem das biderbe persönliche Benehmen des Königs das Urteil nicht beeinflussen kann, wird zu etwas ungünstigern Ansichten kommen. Aber auch Bernhardi macht zu den Mitteilungen des Königs vom 13. Juli doch seine kritischen Glossen. Victor Emanuel behauptet entschlossen zu sein, der österreichischen Armee in die deutschen Provinzen Österreichs zu folgen, ja er wäre mit seiner ganzen Armee zu Schiffe nach Triest gegangen, wenn ihm der Eintritt ins Venetianische ernstlich untersagt worden wäre: Bernhardi bemerkt dazu nur: *welch ein abenteuerlicher Gedanke!* Dann fährt der König fort, er sende eine Seeexpedition mit zweitausend Mann Landungstruppen dorthin; hierbei giebt Bernhardi seinem Zweifel Ausdruck, ob die italienische Flotte überhaupt imstande sei, zweitausend Mann Landungstruppen aufzunehmen. Seine Fansaronaden bestätigt der König dann noch im Laufe der Unterredung durch die Behauptung, die Flotte habe Befehl gehabt, die österreichische anzugreifen und dann in der Bucht von Pola zu blockiren, was sie nur teilweise ausgeführt habe; hierzu bemerkt Bernhardi trocken: *Gar nicht.* Das ärgste ist wohl die Behauptung des Königs, zu dem Admiral Persano habe er nie Vertrauen gehabt, habe ihn aber als konstitutioneller König nicht entfernen können.

Das merkwürdigste an dem vorliegenden Bande von Bernhardis Tagebüchern ist aber wohl das völlige Fiasco der zünftigen Diplomatie, nicht etwa wie es der Verfasser feststellt oder seinen Lesern nahelegen sucht, sondern wie es sich aus den einfachen, schmucklos mitgeteilten Thatsachen ergibt.

Was den Grafen Ufedom anlangt, so ist seine ganze Handlungsweise während der Zeit, wo Bernhardi, der ihm in alter Freundschaft verbunden war und ihn möglichst schont, in der Zeit des preußisch-österreichischen Kriegs mit ihm amtlich zu thun hatte, eine Kette von Taktlosigkeiten. Das schlimmste, was er sich zu Schulden kommen ließ, haben wir schon erwähnt. Sobald dann die italienische Regierung das italienische Tirol verlangte, machte er in ungeschicktester Weise diese Forderung zu seiner eignen in einem an Bismarck am 10. Juli gerichteten Telegramm; ja er behauptet in einem andern Telegramm vom 23. Juli an Bismarck, wenn Italien gegen Frankreichs Druck Stand halten solle, müsse er unter anderm ermächtigt sein, zu erklären, Preußen werde die Forderung Südtirols unterstützen. Welchen Eindruck diese unsinnige Stellungnahme auf Bismarck machen mußte, der für Preußen keinen Fußbreit österreichischen Landes verlangte, ist bei Bernhardi nicht gesagt, aber leicht zu erraten.

Geradezu entsetzlich ist ein Schreiben an den König vom 13. Juli, das Bernhardi am 17. Juli erhielt und dem Könige übergeben mußte (S. 172 bis 174); es enthält die bittersten Vorwürfe über die Unthätigkeit der italienischen Armee nach der Schlacht bei Custozza. Bernhardi sagt darüber, milde genug, nur folgendes: „Ufedom hat nicht immer den glücklichsten Takt! . . . Der Brief paßt gar nicht mehr zur thatsächlichen Lage der Dinge, jetzt, wo La Marmoras hemmender Einfluß gebrochen, und die italienische Armee in voller Bewegung ist, bemüht, den Feind in Gewaltmärschen einzuholen, da ist dieser Brief zu nichts gut, vollkommen unnütz. Er kann nur verletzen, böses Blut machen und möglicherweise viel verderben. . . . Es zeigt sich wieder, wie wenig Ufedom in militärischen Dingen Bescheid weiß. Er glaubt, der Erzherzog Albrecht führe seinen Rückzug auf dem Umwege durch Tirol aus, während von italienischer Seite gar nichts geschehen ist, ihn, als es dazu Zeit gewesen wäre, in diese Richtung zu drängen; während man ihm alle Zeit und Freiheit gelassen hat, auf dem bequemen Wege durch die venetianische Ebene zurückzugehen und wenigstens von Treviso aus die Eisenbahn zu benutzen.“

Daß ein solcher Mann über Bismarcks Politik aufs leichtfertigste aburteilt, kann man sich denken. Bismarck hatte ihm am 20. Juli aus Nikolsburg folgendes telegraphirt: „Kaiser Napoleon hat hier und in Wien vorgeschlagen, erstens: Österreich erkennt Auflösung des alten Bundes und Rekonstruktion eines neuen ohne Österreich an; zweitens: Norddeutscher Bund, dessen Militär unter Preußen steht; drittens: Süddeutscher Bund mit völkerrechtlicher Selbstständigkeit; viertens: Nationalverbindung zwischen Nord- und Süddeutschland demnächst frei zu reguliren; fünftens: Elbherzogtümer an Preußen; nördlichstes Schleswig, wenn es wünscht, an Dänemark; sechstens: Österreich und Verbündete zahlen an Preußen einen Teil der Kriegskosten; siebentens: Integrität der österreichischen Monarchie. Der Kaiser erklärt, Venetien, im Falle der

Annahme, sofort an Italien zu cediren. Graf Benedetti bringt von Wien Annahme Österreichs. Seine Majestät hat diese Annahme für genügend erachtet als Grundlage für Waffenstillstand, wenn Italien einwilligt und dies nach Paris telegraphirt; er ist bereit die Unterhandlungen anzunehmen [gemeint: aufzunehmen], sobald Zuziehung von italienischen Bevollmächtigten erfolgt. Graf Barral hat nach Florenz um Instruktion und Vollmacht telegraphirt. Für den Frieden haben wir die Vorschläge für nicht genügend erklärt; der König verlangt bedeutende direkte Annexionen in Norddeutschland, die in den Propositionen nicht erwähnt, aber auch nicht ausgeschlossen. Wir können Annahme als Grundlage nicht direkt ablehnen, ohne bei unsrer vorgerückten Stellung den Verdacht über Ausdehnung unsrer letzten Ziele zu verstärken und Napoleon dadurch nach Österreich hinüberzudrängen. Wenn Italien den Moment für Waffenstillstand nicht gekommen glaubt und nein sagt, so halten wir fest an Vertrag, ohne seine Zustimmung auch nicht Waffenstillstand zu schließen. Frieden ohne das stipulirte Äquivalent für Venetien lehnen wir überhaupt ab. Ist denn die Flotte inaktiv? Darin liegt der Maßstab für unser Vertrauen auf Italiens Entschlossenheit."

Diese Friedensaussichten schienen Ugedom so ungünstig, daß er einen Zettel an Bernharði beilegte mit den Worten: *Germania tripartita!* anstatt *Germania una!* *Quid tibi videtur?* Welches Parlament, welches Volk wird dem zustimmen?

Noch unglücklicher sind Ugedoms Anschauungen über Preußens Verhältnis zu Frankreich. Als die Befürchtung auftauchte, Napoleon werde für Preußens Vergrößerung „Kompensationen“ am Rhein verlangen, notirt Bernharði (8. August) in seinem Tagebuche: „mit Ugedom ist eigentlich über diese Dinge nicht gut sprechen, denn er ist noch immer, wie früher, der Überzeugung, daß man dem Kaiser Napoleon, um ihn zu beschwichtigen, eine Kleinigkeit am Rhein abtreten könne — wo als selbstverständlich angenommen wird, daß sich die Franzosen mit einer Kleinigkeit begnügen würden. Eine solche Abtretung, um sich dann des Friedens zu versichern, könne nicht schaden, wiederholt Ugedom, so oft diese Frage berührt wird. Daß eine solche Transaktion der moralische Ruin Preußens wäre, dafür hat er kein Verständnis. Wie unbedingt Preußens Macht und Zukunft darauf beruht, daß es sich stets als der zuverlässigste Schirmvogt Deutschlands wie der protestantischen Kirche bewährte, das sieht er nicht.“

Daß Bismarck über seinen so gearteten Diplomaten hart urteilen mußte, ist leicht einzusehen. So sagt er am 14. Januar 1867, Ugedoms Berichte seien unzuverlässig und zu nichts zu brauchen. Ugedom sei ein sehr liebenswürdiger Mann, ein liebenswürdiger Feuilletonist, der sehr angenehme Konversation mache, aber kein Staatsmann; er erzähle in seinen Berichten nie die Dinge selbst, sondern spreche immer nur seine Ansicht von den Dingen aus, ohne zu sagen, worauf sie denn begründet sei, sodaß man

sich nach seinen Depeschen gar kein eignes Urtheil bilden könne. Und dazu schwankten seine Darstellungen von einem Extrem zum andern hin und her: einmal sei alles *coulour de rose*, und acht Tage darauf schreibe er dann wieder, in Italien sei alles verloren, wenn man dem Könige nicht den schwarzen Adlerorden sende. Ähnlich spricht sich Bismarck am 10. Mai 1867 aus. Da hieß es, Usedom schreibe nicht Berichte sondern Leitartikel, weitläufige Betrachtungen über das, was erfolgen könne, wenn dies und das geschehe, oder über das, was sich ergeben würde, wenn das eine und andre anders gemacht worden wäre; er habe nicht Zeit, dergleichen zu lesen, und damit sei nichts anzufangen; wenn er aber Usedom und Brassier Saint Simon (in Konstantinopel) wollte die Stellen wechseln lassen, so wäre auch nichts gewonnen. Das Ende war, daß Bernhardi am 11. Mai 1867 nach Florenz als Militärbevollmächtigter ging, um militärische und politische Berichte nach Berlin zu erstatten; denn „wir brauchen, wie Bismarck ein andres mal zu ihm sagte, präzise und zuverlässige Berichte aus Italien: wir müssen da jemand haben, an den wir schreiben können. Usedom ist nicht zu beseitigen; ihn ohne weitere Umstände zur Disposition zu stellen, dazu kann sich der König nicht entschließen, dazu ist er zu rücksichtsvoll; dazu vermag ich ihn nicht zu bringen.“

Über den Grafen Robert Goltz, preussischen Gesandten in Paris, berichtet Bernhardi am 5. Juni 1866: „Graf Goltz schildert die Gefahren, die von Frankreich her drohen könnten, in den schwärzesten Farben und ermahnt in dieser angeblich prekären Lage Preußens nicht nur zur Konferenz, sondern zum Frieden. Er ermahnt den König, an den sein Bericht gerichtet ist, auf der Konferenz, auf die man unbedingt eingehen müsse, nicht etwa die Interessen Preußens, deren der Bericht gar nicht erwähnt, sondern den Frieden anzustreben.“ Bernhardi bemerkt zu dieser Weisheit nur trocken: „Es ist ein unerträgliches Gewäsch, das mich aufs tiefste empört!“

Über Menabrea und Barral, die italienischen Gesandten in Paris und in Berlin, äußert Bismarck zu Bernhardi am 21. August 1866, er habe Menabrea durch Goltz nach Prag entbieten lassen, Menabrea habe aber von Paris aus ausweichend geantwortet, er könne nicht kommen. Mit Barral sei nicht vorwärts zu kommen: er sei beschränkt und empfindlich: „Er versteht sehr oft nicht, was man ihm sagt, und ist zuweilen beleidigt, man weiß nicht wodurch. Er steht dann mitten im Gespräch auf, verbeugt sich schweigend und geht.“

Als Bernhardi am 22. Februar 1867 im auswärtigen Amte die Schwierigkeiten schilderte, mit denen damals Österreich zu kämpfen hatte, erwiderte ihm Philippsborn, er möge wohl Recht haben, aber die Berichte Werthers, des preussischen Gesandten in Wien, lauteten ganz anders. Werther sehe alles im günstigsten Lichte, wiederhole beständig, Österreich habe unerschöpfliche Ressourcen und eine solche Macht der Kohäsion, daß es dennoch zusammen-

halten und siegreich aus allen Schwierigkeiten hervorgehen werde. Dem allem sei jedoch nicht zu glauben, wenn Bernhardi auf sechs Monate nach Wien gehen wolle, würde man wohl bald klar sehen in den Zuständen Österreichs.

Am 8. November notirt Bernhardi Beusts Berufung nach Österreich und nennt ihn einen nichtigen Salonschwäger.

Der herrlichste aller der Diplomaten, die hier vor dem Auge des Lesers vorbeiziehen, ist aber doch unstreitig Lord Augustus Loftus. Dieser erleuchtete Stratege vergönnt Bernhardi am 28. August 1866 folgende Belehrung: „Eure Leute haben in Böhmen schön gefochten, aber die höhere Führung war durchaus verwerflich; sie wird von allen englischen Offizieren einstimmig getadelt, und die Teilung der beiden Armeen ganz besonders. Der Erfolg entschuldigt freilich alles, aber Napoleon I. gegenüber wäret ihr doch schlecht gefahren, und der Herzog von Wellington hätte euch geschlagen!“ — „Hilf Himmel, notirt Bernhardi dazu, das ist ein armer Wicht!“

Aber seine strategischen Kenntnisse werden noch weit überboten von seiner tiefen Einsicht in die Politik seines Vaterlandes. In der Luxemburger Angelegenheit ist er preußenfeindlich gesinnt und verlangt laut und geräuschvoll, Preußen müsse aus Luxemburg heraus. Als der Fürst von Hohenzollern dagegen einwandte, dann würde Frankreich vielleicht später gar die Räumung von Mainz verlangen, erwidert er großartig: dann wird euch England verteidigen!

Schließlich teilen wir noch einiges wenige von dem mit, was über bemerkenswerte Personen und Dinge erzählt oder geurteilt wird.

Friedrich von Raumer versteht nach Bernhardi nicht einmal englisch und französisch genug, um die in diesen Sprachen abgefaßten Aktenstücke verstehen zu können.

Rüstow war in der Garibaldischen Armee als bekannter Poltron verachtet; auch beging er vor dem Feinde arge Thorheiten, hauptsächlich weil er sich mit der Branntweinflasche Mut zu machen suchte und dann in einen Zustand von Unzurechnungsfähigkeit verfiel.

Rossuths Sohn kann seinen Vater ebenso wenig verlassen, um sich am Aufstande in Ungarn zu beteiligen, wie sein jüngerer Bruder, weil sein Vater sechzig Jahre alt sei und der Stütze bedürfe, was ihm von Bernhardi die Antwort zuzieht: „Ich bin auch sechzig Jahre alt und darüber; ich habe aber meinen Sohn nicht als Stütze bei mir gehalten; ich habe ihn zur Armee gesendet und ins Feld, obgleich er erst siebzehn Jahre alt ist.“

Blonplon ist entzückt darüber, daß ihn der Kaiser von Österreich höflich behandelt und Monseigneur angeredet, also für einen wirklichen Prinzen gehalten hat.

Visconti Venosta findet alle diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich äußerst schwierig, weil die Franzosen nie die Wahrheit sagen.

Gegen das allgemeine Stimmrecht mit gleichzeitiger Gewährung von Diäten wird geltend gemacht, es könne dann vorkommen, was 1848 wirklich geschehen sei, daß sich Abgeordnete aus ländlichen Bezirken in den Zwischenstunden, für die Zeit, wo sie durch ihre parlamentarische Thätigkeit nicht in Anspruch genommen waren, als Hausburschen vermieteten.

Ein italienischer General fragt Bernhardi, ob die preußische Sprache einige Ähnlichkeit mit dem Deutschen habe. Bernhardi erwidert ernsthaft: Il n'y a qu'une différence de dialecte.



Zur Reform des Postpaketportos



aß der Postpalettarif reformbedürftig sei — nach unsrer Ansicht sogar reformbedürftiger als alle andern Posttarife —, darin ist man in weiten Kreisen ziemlich einig, wenn auch die Ansichten über die Richtung einer künftigen Reform einander zum Teil völlig entgegengesetzt sind. Bei dem großen Interesse, das diese Frage für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung unleugbar hat, dürfte eine Prüfung und Beleuchtung der Mängel und Vorzüge des deutschen Paketportos wohl zeitgemäß sein, zumal jetzt, wo die Leitung des Reichspostamts in neue Hände übergegangen ist, denen man nachrühmt, daß sie zur Organisation und zu praktischen Reformen besonders geeignet seien.

Das jetzige Paketporto wurde durch die Posttaxnovelle vom 17. Mai 1873 geschaffen und trat mit dem 1. Januar 1874 in Kraft. Der § 1 des Gesetzes lautet:

Das Porto für Pakete beträgt:

- I. bis zum Gewicht von 5 Kilogrammen
 - a) auf Entfernungen bis 10 Meilen*) einschließlich 2½ Sgr.,
 - b) auf alle weiteren Entfernungen 5 Sgr.,
- II. beim Gewichte über 5 Kilogramme
 - a) für die ersten 5 Kilogramme die Sätze wie vorstehend unter I,
 - b) für jedes weitere Kilogramm oder den überschießenden Teil eines Kilogramms

		bis 10 Meilen*) ½ Sgr.	
über 10	20	1	"
" 20	50	2	"
" 50	100	3	"
" 100	150	4	"
" 150		5	"

*) Es sind geographische Meilen gemeint von 7420 Meter Länge (nicht Norddeutsche Meilen von 7500 Metern), wie schon § 2 des Posttaxgesetzes vom 28. Oktober 1871 bestimmt hatte.